

Neues  
Thierbilderbuch.



Berlin

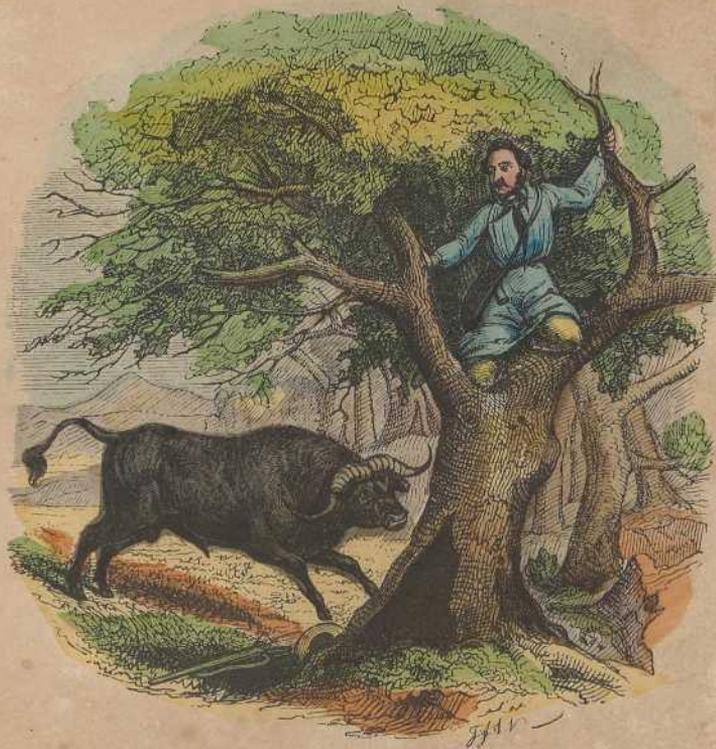
Verlag von August Riese.

North Carolina

28

Heute  
**Thierbilderbuch.**

Enthaltend  
die  
Abbildung und Beschreibung  
der merkwürdigsten  
**wilden Thiere.**



Berlin,  
Verlag von August Riese.

H14M 170950

INTERNATIONALE  
JUGENDBIBLIOTHEK



## Der Löwe.

Der Löwe ist das wildeste und schrecklichste, zugleich aber auch das edelste und großmüthigste unter allen Raubthieren. Er hat ein majestätisches Ansehen, einen ernsten, stolzen-Gang und einen festen Blick; in seinem Wuchse erkennt man vereint Beweglich-

keit und Kraft. Eine reiche, lange Mähne umschattet Kopf und Hals, und erhöht noch das Große seines ganzen Wesens; das Gebrüll des Löwen, dem Rollen des Donners ähnlich, füllt alle Herzen mit Schrecken, wenn es das Schweigen der Nacht durchhallet; am furchtbarsten wird es als Ausdruck des Zornes. Durch seinen Körperbau darauf hingewiesen, sich von Fleisch zu nähren, zerstört er doch nur so viel, als er bedarf und unterscheidet sich dadurch weit von dem Tiger, dem Wolfe und den andern Fleischfressern, die eher ihre Wuth, als den Hunger zu stillen scheinen und unnöthig hünmorden. Der Löwe erreicht eine Länge von ungefähr acht Fuß und wird etwa halb so hoch. Von Farbe ist er gelblich oder gelblichbraun und sein Vaterland sind die heißen Länder der alten Welt, vorzüglich aber die Sandwüsten von Afrika. Vor Christi Geburt gab es aber auch Löwen in Europa, im Gebiete der heutigen Türkei.

Ein Löwe braucht täglich etwa fünfzehn Pfund Fleisch zu seiner Sättigung. Da er gern frisches verzehrt, und selten zweimal von einem erbeuteten Thiere frisst, so könn't ihr daraus schließen, welche Verheerung ein Löwe das Jahr durch anrichtet. Menschen verschont er in der Regel, wenn er nicht zu hungrig ist, und Weiße sind seinen Angriffen noch weniger ausgesetzt als Neger und andere Farbige.

Bei Tage pflegt der Löwe sich im Gebüsche zu verbergen und beschleicht am liebsten in der Nacht oder Dämmerung nach Kagenart seine Beute, die er mit einem gewaltigen Sprunge erfaßt. Büffel sogar kann er auf diese Weise tödten und mit einem Kalbe oder Schafe im Rachen springt er ohne Mühe über eine hohe Verzäunung. Der Löwe greift einen Menschen oder ein Thier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich vorher in einer Entfernung von 10 bis 12 Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benutzt und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen zu schießen, als bis er sich legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Muth und Geistesgegenwart. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe herankommt und sich wie zum Sprunge hinlegt; er wird diesen Sprung nie wagen, wenn man nur Muth genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig in's Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen löst dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, eher Furcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung des Körpers verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriethe, oder ihn zur Vertheidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er selbst sich nicht minder gefürchtet hat, als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich nieder, entfernt sich abermals in immer kürzern Zwischenräumen, und nimmt endlich, wenn er ganz außer dem Wirkungskreis des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht.

Eine hervorstechende Eigenschaft des Löwen scheint Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter zu sein. Hiervon gibt nachstehende Erzählung ein Beispiel.

Ein englisches Schiff hatte in Ostindien mehre Matrosen ans Land geschickt, um Holz zu fällen. Einer derselben hatte sich weiter als die übrigen in den Wald gewagt und sah plötzlich eine große Löwin ganz nahe vor sich, der er nicht mehr entfliehen konnte. Der Schreck fesselte ihn an den Boden, allein wie erstaunte der Matrose, als das Thier sich ihm ruhig vor die Füße legte, erst ihn anblickte und dann hinter sich nach einem Baume hinsah.



## Der Elephant.

Unter allen Thieren auf der Erde ist unstreitig der Elephant das größte und merkwürdigste Geschöpf. Sein Leib ist dick und plump, aus seinem Munde ragen zwei

ungeheure Stoßzähne heraus, die bekanntlich das kostbare Elfenbein geben. Die Nase ist zu einem langen, beweglichen Rüssel ausgebildet, welcher dem Thiere zum Athmen, Riechen, Fühlen und Greifen dient. Dieser Rüssel, das Bewundernswürdigste in dem Bau des Elephanten, ist am Ende mit einem biegsamen Haken oder gleichsam Finger versehen, mit dessen Hilfe der Elephant die kleinsten Dinge fassen und geschickt handhaben kann, und besitzt ein sehr feines Gefühl nebst einer außerordentlichen Kraft und Gelenkigkeit. Er ist dem Elephanten unentbehrlich. Der Elephant bedient sich nämlich dieses Rüssels, den er drei Ellen lang ausstrecken und bis zu anderthalb Ellen wieder einziehen kann, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, indem er Alles damit ergreift, die Speise in seinen Mund bringt, das Getränk einsaugt und dann in den Mund spritzt, u. dergl. Auch löset er damit Knoten und Schnallen auf, dreht Schlüssel um, zieht den Stöpsel aus der Flasche, hebt das kleinste Stückchen Geld von der Erde auf u. s. w. Ja, er hat darin so viel Geschicklichkeit wie der Affe in seiner Hand. Und welche Stärke besitzt er nicht in diesem Rüssel! Er hebt damit Lasten von mehreren Centnern auf den Rücken, reißt Bäume aus, und schlägt mit einem Schlage dem stärksten Ochsen und Pferde das Rückgrat entzwei. So gewaltig ist die Kraft des Elephanten in seinem Rüssel. Die fast daumenstarke, dabei aber gegen Insektenstiche sehr empfindliche Haut von graubräunlicher oder dunkelbrauner, selten weißer Farbe ist mit wenigen borstenartigen Haaren besetzt, und der ziemlich kurze und dünne Schwanz hat am Ende einen Büschel von schwarzen Borsten, die so fest und dick sind, wie mittelmäßiger Bindfaden, und als Pfeifenröhren gebraucht werden. Die Nahrung des Elephanten besteht in Baumblättern und Gräsern, vorzüglich Reis und Tabackspflanzen. Sein Vaterland ist Asien und Afrika, wo er herdenweise in den Wäldern lebt und über 100 Jahre alt wird. Von Natur sanft und gutmüthig, beleidigt er ungereizt weder Menschen noch Thiere. Wird er aber geneckt, so ist er furchtbar zornig und rächt sich wüthend als ein schreckliches Ungeheuer; denn er ist sehr empfindlich und vergißt Beleidigungen nicht, sowie er dagegen auch an genossene Wohlthaten lange denkt und die Unschuldigen schützt und verschont. Urtheilskraft und Dankbarkeit sind die hervorstechendsten Eigenschaften, durch welche er sich besonders auszeichnet. Mit der Treue und Dankbarkeit des Hundes vereinigt er fast die Klugheit des Menschen. Sein Verstand ist wirklich bewundernswerth.

Es gibt zwei verschiedene Arten von Elephanten, die eine in Asien, die andere in Afrika einheimisch.

Der asiatische Elephant lebt herdenweise im südlichen Asien, namentlich auf Ceylon und den ostindischen Inseln. Er läßt sich zähmen und zu allerlei Dienstleistungen abrichten. In alten Zeiten wurde er vorzüglich im Kriege gebraucht, um die feindlichen Reihen zu durchbrechen; man baute auf seinem Rücken thurmähnliche Häuschen, worin Soldaten waren, die, wie aus einer Festung, den Feind angriffen. Jetzt benutzt man ihn gewöhnlich nur zum Ziehen und Lasttragen, wobei er, wie überhaupt in allen seinen Geschäften, sehr behutsam und vorsichtig ist. Insbesondere wird er jetzt in den

englisch-ostindischen Provinzen zum Pflügen gebraucht. Um Menschen bequem tragen zu können, belegt man seinen Rücken mit einem Sattel und befestigt darauf eine Art Tragfessel, worin mehrere Personen Platz haben. Sein Gang ist schnell, und dabei so fest und sicher, daß er selbst auf ungebahnten Wegen nicht im mindesten strauchelt. Sanft und folgsam verrichtet er willig jede Arbeit und liebt innig seinen Wärter, wenn ihn dieser gut behandelt. Er merkt jedes Wort und folgt sogleich dem Winke seines Herrn. Doch wehe, wenn er hart behandelt wird; denn alsdann ist er wüthend und äußerst gefährlich. Auch wird er furchtbar zornig, wenn man ihm etwas verspricht und das Versprechen nicht erfüllt. Wein und Branntwein sind sein Lieblingsstrank. Zeigt man ihm ein damit angefülltes Glas, und verspricht es ihm zur Belohnung für seine Arbeiten, so thut er Alles gern, mag es auch noch so beschwerlich sein; doch muß man auch Wort halten, wenn man das Unglück, seinen Zorn zu fühlen, nicht erfahren will. An Musik und Blumen zeigt er großes Wohlgefallen. Wenn er satt ist, pflückt er sich auf der Weide die schönsten und wohlriechendsten Blumen, sammelt sie in einen Strauß, und zieht ihren Duft behaglich ein. Auch sind ihm schöne Decken und andere Zierathen, womit er geschmückt wird, sehr angenehm; gleichsam eitel scheint er sich dann zu gefallen und wird sichtbar heiter. Merkwürdig ist, daß er, dieses große und muthige Thier, sich vor Mäusen fürchtet: er fängt an zu zittern, wenn er eine Maus bemerkt. Seine Stimme ist im Schrecken ein fürchterliches Geschrei, das tief aus der Kehle dringt; wenn er Nahrung verlangt, macht er ein schwaches Geräusch mit dem Maule, und wenn er lustig ist, erhebt er ein schmetterndes Geschrei aus dem Rüssel. Er geht gern in's Wasser, um sich zu kühlen und vor den Stichen der Fliegen und Mücken zu sichern, säuft sehr viel, im Sommer wohl 30 und noch mehr Eimer Wasser; und schwimmt gut, selbst unter dem Wasser, wobei er nur den Rüssel, um Luft zu schöpfen, herausstreckt. Da er gern Reis frisst, richtet er in den Pflanzungen oft großen Schaden an; so daß in kurzer Zeit Alles verwüstet ist, wenn eine Gesellschaft von Elephanten in ein Reisfeld kommt. Man trifft ihn selten allein; gewöhnlich zieht er, da er sehr gesellig ist, in Herden von 100 Stück herum. Er bekommt jedesmal nur ein Junges, dessen Augen gleich offen sind. In der Gefangenschaft aber pflanzt er sich nur selten fort. Von der Klugheit des Elephanten wollen wir noch einige Geschichten erzählen:

Ein Landmann von Ceylon, der in der Gegend, wo man aus einem Stalle täglich die Elephanten zur Tränke führte, wohnte, und oft vor seiner Thür zu sitzen pflegte, gab einem von diesen Thieren dann und wann etliche Feigenblätter, die der Elephant gern frisst. Das Thier nahm sie ihm aus der Hand und der Mann hatte eine herzliche Freude darüber. Einst gerieth er auf den Einfall, den Elephanten zu täuschen, wickelte einen Stein in Feigenblätter und sagte zum Kornak (so heißt nämlich der Führer des Elephanten): dießmal will ich das Thier mit einem Steine füttern und der soll ihm wohl bekommen. Der Kornak erwiderte, daß der Elephant kein Narr sein und den Stein hinunterschlucken würde. Der Landmann gab dem Elephanten den Stein; dieser nahm

ihn, brachte ihn mit dem Rüssel zum Munde, ließ ihn aber bald fallen. Ha, rief der Kornak aus, habe ich's Euch nicht gesagt, daß ihn der Elefant nicht hinunterschlucken würde? Mit diesen Worten trieb er seine Elefanten fort, tränkte sie, und kehrte wieder zurück. Der Landmann saß noch vor seiner Thür, und ehe er sich's versah, kam der Elefant von der Seite her, warf seinen Rüssel nach ihm, packte ihn, warf ihn nieder und trat ihn so, daß er augenblicklich starb. — Der Kapitain Hamilton erzählt, daß er zu Achem auf der Insel Sumatra einen Elefanten gesehen, den man schon länger als 100 Jahre hatte. Er war 11 Fuß hoch und ausgezeichnet klug. Einstmals ging dieser Elefant nach seiner Gewohnheit durch die Straßen und streckte seinen Rüssel nach den Fenstern aus, um vielleicht einige Früchte zu erhalten, welche ihm die Einwohner gern gaben. Er kam auch an das Fenster eines Schneiders, welcher eben nähte, und dieser gab ihm, statt des Gewünschten, einen Nadelstich. Der Elefant schien gar nicht darauf zu achten, ging ganz ruhig zum Flusse, badete sich, rührte den Schlamm im Wasser auf und zog denselben in seinen Rüssel. Nun ging er ganz gleichgiltig zurück, kam an des Schneiders Fenster und bespritzte diesen mit so ungeheurer Gewalt, daß er von seinem Stuhle stürzte und halb todt vor Schrecken war.





## Das Rhinoceros oder Nashorn.

Nach dem Elephanten ist das Rhinoceros das größte der auf dem Lande lebenden Säugethiere. Von diesem ungeheuren Thiere gibt es zwei Arten, wovon die eine in Asien, die andere im südlichen Afrika lebt. Das asiatische Nashorn heißt auch das indische, weil es in Indien vorzüglich heimisch ist. Die Haut desselben bildet starke Falten, so daß es aus der Ferne fast aussieht, als sei das Thier mit Decken belegt. Auf der Nase hat es ein rückwärts gekrümmtes Horn, das bis zwei Fuß lang wird. Hierdurch unterscheidet es sich von dem afrikanischen, dessen Nase zwei Hörner hintereinander trägt und von denen das vorderste das größte ist.

Unsere Abbildung stellt das indische oder asiatische Nashorn dar. Dieses Thier wird so hoch wie ein Pferd und noch einmal so lang, seine Haut ist dunkelgrau, anderthalb Zoll stark und bis auf wenige Borstenhaare am Schwanzende, an den Ohren und an

der Wurzel des Hornes völlig kahl. Es hält sich gern an Flüssen und Sümpfen auf und wälzt sich darin herum, wie das Schwein, mit dessen Grunzen auch seine Stimme Aehnlichkeit besitzt. Zur Nahrung wählt es am liebsten harte, stachelige Pflanzen, thut aber auch den Reisfeldern und Zuckerpflanzungen Schaden.

Das Nashorn geräth sehr leicht in Wuth, wenn man es reizt und wird den Menschen dann leicht gefährlich. Trotz seiner kurzen Beine und plumpen Gestalt läuft es nämlich so schnell, daß man ihm zu Pferde kaum entgehen kann. Es hat schon oft Roß und Mann mit seinem Horne mehrere Schritte weit fortgeschleudert und dann zerrissen und zerstampft.

Die Jagd dieses Thieres ist daher sehr gefährlich, denn Flintenkugeln durchdringen seine dicke Haut nur am Kopfe und am Bauche. Es wird auch in Gruben gefangen, in welche spitze Pfähle eingeschlagen sind, auf denen es sich spießt, wenn es hineinstürzt.

Bei Tage findet man das Nashorn meist schlafend liegen oder träge an irgend einer einsamen Waldstätte oder am Fuße von Felsen im Schatten von breitkronigen Mimosenbäumen stehen. Erst mit Anbruch der Nacht wechseln sie und legen eine ziemliche Strecke zurück. Zwischen neun Uhr Abends und um Mitternacht gehen sie zum Saufen an die Quellen, bei welcher Gelegenheit sie am leichtesten, erfolgreichsten und mit der geringsten Gefahr geschossen werden. Nur selten gelingt es, ein Nashorn zu überraschen, denn neben seiner großen Sinneschärfe und seinem scheuen Wesen kommt es ihm noch zu gute, daß es stets von einer Art Schutzengel begleitet wird, dem sogenannten Nashornvogel. Dieser Vogel, der sich von den Maden und Engerlingen zu nähren scheint, welche in den Excrementen des Nashorns vorkommen, ist der stete Gefährte des großen Thieres und warnt es bei der Annäherung von Feinden durch einen lauten, gellenden Schrei. Capitain Cumming, der berühmte Afrikareisende, erzählt: „Ich habe oft beritten ein Nashorn meilenweit gejagt und viele Schüsse darauf gethan, bis ich es erlegte, aber trotz dieser Jagd blieben doch immer mehrere Nashornvögel während der ganzen Dauer der Jagd in der Nähe des Thieres. Da sie bald auf seinem Rücken, bald an seiner Seite sich anklammern und sich von dem Nashorn tragen lassen, so gemahnten sie mich an Matrosen auf dem Deck irgend eines über den Ocean hinsegelnden Barkschiffes. Ich habe oft Rhinocerosse geschossen, wenn sie Nachts zur Tränke ans Wasser kamen und die Vögel, welche die erlegten Nashorne dann für schlafend halten mochten, blieben bis zum Morgen bei ihnen und schrieken, wenn ich mich ihnen näherte, aus Leibeskräften, um das Rhinoceros aus seinem tiefen Schlafe zu erwecken, bevor sie davon flogen.“

Das Fleisch wird genossen, und die Haut, welche getrocknet an Härte dem Horn gleicht, zu Stöcken, Schilden und Panzern verarbeitet. Das Horn wird wie Elfenbein, von den Indiern aber vorzüglich zu Trinkgefäßen benutzt, weil sie glauben, wenn Jemandem ein vergiftetes Getränk in einem solchen Becher vorgesetzt werde, so verrathe er es dadurch, daß er anfangs zu schwitzen.



## Die Hyäne.

Die Hyänen gehören zu den gefräßigsten Raubthieren, werden ungefähr so groß wie ein Fleischhund und besitzen in Hals und Kinnladen solche Kraft, daß sie Knochen viel größerer Thiere zerbeißen können. Was sie einmal mit den Zähnen erfaßt haben, lassen sie sich lebendig nicht wieder entreißen; auch vermögen sie ein ziemlich schweres Stück Beute fortzutragen. Nach dieser gehen sie hauptsächlich des Nachts aus und geben todtten Thieren und Leichen von Menschen, die sie aus den Gräbern sogar hervorscharren, den Vorzug vor lebenden, die sie wo möglich im Schlafe zu überfallen suchen. Den Tag über verbergen sie sich in Höhlen und ähnlichen Schlupfwinkeln.

Man kennt nur zwei Arten von Hyänen, die im südlichen Afrika heimische gefleckte Hyäne und die gestreifte Hyäne, deren graugelblicher Pelz sich durch braune oder schwärzliche Querstreifen auszeichnet. Die lange Mähne längs des Nackens und Rückens sträubt sie im Zorne, und weil sie die Hinterbeine eingeknickt trägt, scheinen diese kürzer als die Vorderbeine. Ihre Stimme gleicht dem heisern Lachen eines Menschen, ihre Heimat aber sind alle Länder von Indien bis quer durch Mittelasrika zum atlantischen Meere.

James Bruce erzählt in seiner Reise in das Innere von Afrika nach Abyssinien, daß er eine Menge gesehen habe; die Hyänen seien in Abyssinien eine wahre Landplage;

ja, es gebe dort mehr Hyänen als Schaafse. Die abergläubigen Eingebornen halten sie für verzauberte Wesen, welche von den Bergen herabkämen, um Menschenfleisch zu suchen. Oft wenn Bruce in Gondar heimkehrte, fand er auf dem Plage vor dem Schlosse des Königs ganze Schaaren dieser Thiere, die ihn anfuurrten und der starken Wache, die ihn begleitete, ungeachtet, anzufallen droheten. In der Provinz Masscha, als er vor seinem Zelte mit astronomischen Beobachtungen beschäftigt war, gewahrte er bei der Rückkehr in dasselbe eine Hyäne, die leise herangeschlichen war und in der Dunkelheit mit funkelnden Augen neben seinem Bette stand. Als er näher trat, sah er, daß sie einige daselbst gefundene Talglichter im Rachen hatte. Mit Hülfe seines Dieners bemächtigte er sich der Bestie, welche den gefüllten Rachen nicht gebrauchen konnte und noch immer die Lichter festhielt, durchbohrte sie mit einer Pike und erschlug sie nach wüthender Gegenwehr mit einer Streitart. Ferner erzählt dieser Reisende, daß er oft mit diesen Thieren bei nächtlichen Wanderungen habe kämpfen müssen und daß er besonders viele seiner Hunde verloren habe, die von den Hyänen getödtet und gefressen wurden. Keiner der Hunde konnte ihnen widerstehen und wenn er auch noch so stark und muthig war. —

Obgleich die Hyänen so wild sind, so behauptet derselbe Reisende doch, daß die Mauren dieselben bei dem Thre ergreifen und sie ohne großen Widerstand fortschleppen und tödten, indem sie am Tage ganz sinnlos und dumm zu sein scheinen. — Beherzte Männer gehen oft auch mit einer Fackel in die Höhlen dieser Thiere, blenden sie durch den hellen Fackelschein und bemächtigen sich ihrer. Die Indianer fangen sie auf ähnliche Weise. Mehrere vereinigen sich dazu: der muthigste Indianer kriecht mit der größten Vorsicht in die Höhle hinein, wirft dem Thiere, dem er sich bis an sein Lager genähert hat, ein Tuch über den Kopf, fesselt nun die Ueberraschte in ihrer Betäubung mit Stricken, zieht sie hervor und erschlägt sie dann mit Hülfe seiner Begleiter.

Im Oktober 1848 wurde zu Toulouse in Frankreich eine Reisegesellschaft aufs Furchtbarste erschreckt durch eine Hyäne. Ein mitreisender Officier hatte dieselbe bei sich und sie wurde verwahrt in einem Kasten oberhalb des Postwagens, ohne daß die Gesellschaft etwas davon wußte. Als der Postwagen hält, durchbricht mit furchtbarem Krachen die Hyäne ihren Käfig und springt von der Höhe des Wagens herab mitten unter die Umherstehenden. Voll Entsetzen werfen die in der Thüre des Posthauses Stehenden die Thüre zu, doch findet die Hyäne noch eine Packkammer, in welche sie sich verkriecht. Ihr Herr jedoch steigt gelassen aus dem Wagen, ruft seine Hyäne bei ihrem Namen, und siehe, das furchtbare Thier kommt freudig herbei, und legt sich lieblosend wie ein Hund zu den Füßen ihres Gebieters. Sie war erst 2 Jahr alt, und völlig zahm. Gleichwohl soll der Officier große Noth gehabt haben, um eine Wohnung zu finden, weil Niemand ein solches Thier zu seinem Hausgenossen haben wollte. —



## Der Fuchs.

Der Fuchs ist ein schlaues und listiges Thier, so groß wie ein mittelmäßiger Schäferhund, dem er auch an Gestalt ähnlich sieht. Er ist lichtscheu, wie Alle die auf verbotenen Wegen gehen und schleicht nur in der Nacht umher, um Feld- und Waldhühner, Hasen und junge Rehe, oder, wenn er in den Hühnerhof kommen kann, Hühner und Gänse wegzuschnappen; doch frißt er auch, wenn er gerade nichts anderes hat, Mäuse, Heuschrecken, Käfer und dergl. Auch Eier, Honig, süße Birnen, Pflaumen, Weinbeeren, Heidelbeeren verschmäht er nicht und frißt sogar Nas, wenn er nichts Besseres findet. Krebse, Schlangen, Eidechsen, Frösche und Kröten verschmäht er; der Frösche jedoch bedient er sich als Spielzeug, indem er sie durch Ohrseigen zum Springen zwingt.

Bei Erlangung seiner Beute unterstützen den Fuchs seine scharfen Sinne und seine List wesentlich; wittert er ein Thier, so schleicht er gleich den Katzen auf dem Bauche behutsam hinan und sucht es im Sprunge zu erhaschen, sobald er nahe genug zu sein glaubt. Man hat aber auch beobachtet, daß er sich todt stellt und regungslos liegen bleibt, bis eine dadurch getäuschte Krähe oder ein Rabe hinzuliegt, die er dann geschickt festhält. Bemerkten indessen die Vögel ihren Erbfeind, so warnen sie auch sogleich mit lautem Geschrei ihre Brüder nah und fern vor seiner Nähe. Die größte Verheerung richten die Füchse an, wenn es ihnen gelingt, in den Hühner- oder Gänsestall einzubrechen, indem sie sich dann nicht etwa blos satt fressen, sondern Alles erwürgen, was ihnen vorkommt, und davontragen und in ihrem Bau oder sonst verbergen, so viel sie können. Einen harten Kampf hat der Fuchs oft mit den Bewohnern der Himmel- und

Wespennester zu bestehen, die er plündern will. Wird er von einem Schwarme solcher Insekten angegriffen, so wirft er sich zu Boden, wälzt sich hin und her und schlägt beständig mit dem Schwanze um sich, bis er seine Gegner getödtet hat; sodann scharrt er das Nest vollends auf und labt sich an dem süßen Inhalt behaglich für die gehabte Anstrengung. Nicht selten entführen die Füchse auch den Jägern und Vogelstellern, was sich in den ihnen zugänglichen Dohnen und Negen gefangen hat; allein die Jäger stellen auch ihnen nach, wo sie nur können. Sie lauern ihnen auf, um sie zu schießen, stellen ihnen Fallen, und suchen sie sogar in ihrem Bau selbst auf. Dieser wird dann umstellt, oder man verstopft die Ausgänge bis auf einen oder zwei und läßt einen abgerichteten Dachshund hineinkriechen, der durch sein Gebell anzeigt, wo der Fuchs sich versteckt hat und der Bau aufgegraben werden muß. Manchmal wird der Fuchs auch in seinem Bau erstickt, nachdem alle Zugänge desselben bis auf einen fest verstopft worden sind und vor diesem ein Feuer angezündet worden ist, dessen Dampf in den Bau geleitet wird.

Von der Schlantheit des Fuchses wird Mancherlei erzählt. Seine Flöhe soll er sich entledigen, indem er Büschel Moos ins Maul nimmt und dann langsam rückwärts ins Wasser geht. Um nicht erfäuft zu werden, drängen sich die Flöhe immer mehr in dem trocknen Theile des Fuchsbalges zusammen und springen zuletzt in das Moosbüschel, welches dann der Fuchs zuletzt fahren läßt und seinen Gästen glückliche Reise wünscht.

Den schlauesten Streich verübte ein zahmer Fuchs, von dem Folgendes erzählt wird. Diesen Fuchs ließ man am Tage frei herum laufen und bloß Abends an die Kette legen, was sich der Fuchs mit mehr als thierischem Gleichmuth gefallen ließ. Unser Fuchschchen hatte aber dazu seine guten Gründe. Er hatte bemerkt, sein Halsband ließe sich abstreifen. Sobald nun Abends alles zur Ruhe war, machte er sich von seiner Kette los, jagte in dem Garten und plünderte Hühner- und Gänseställe; des Morgens kroch er ganz behutsam wieder an sein Halsband und legte sich, als sei er die Unschuld selbst, leise schlummernd in seine Hütte. Kein Mensch argwöhnte, daß Reinecke (der Fuchs) der Dieb, Räuber und Mörder sei, welcher so arge Verwüstungen auf den Hühnerhöfen anrichtete. Endlich aber lauerte einmal ein Nachbar die ganze Nacht hindurch dem Diebe auf; Fuchschchen wurde ertappt; sein Herr mußte für ihn mit baarem Gelde, und er selbst mit seinem Balge den angerichteten Schaden bezahlen.

Die Wohnung des Fuchses ist ein selbstgegrabener Bau oder auch sonst ein verlassener Dachsbau. Derselbe besteht aus engen Röhren, die zu einem weiten geräumigen Kessel führen. Den letzteren füttert er mit Moos, denn wie alle vornehmen Müßiggänger liebt er die Bequemlichkeit. Im April bekommt die Füchsin drei bis sieben Junge, die mit röthlicher Wolle bedeckt und zehn bis vierzehn Tage blind sind, erzieht sie in dem Kessel des Baues und wird anfangs von dem alten Fuchse fleißig mit Nahrungsmitteln versorgt. Nach einem Monat fangen die Fuchschchen schon an vor den Bau zu kommen, wo sie spielen und von den Eltern mit lebenden Mäuschen versorgt werden, mit denen sie sich, gleich jungen Kätzchen, die Zeit vertreiben. Zeigt sich Gefahr, so fahren sie schnell in den Bau zurück und bleiben einmal die Eltern zu lange aus, so bellen sie.



## Das Kameel.

Dieses Thier ist eine unschätzbare Wohlthat für die Bewohner der brennendheißen Sandwüsten von Arabien und Afrika. Denkt euch eine öde, unabsehbare Sandfläche, erhitzt von den Sonnenstrahlen, von keinem Baume beschattet, eingefasst von dürren Sandhügeln und nirgends eine Spur von den Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens. Eine solche wirthlose Einöde versteht der Araber mit Hülfe des Kameels zu bewohnen.

Eine größere Häßlichkeit, als die des Kameels, ist kaum denkbar. Sein Körper, seine Füße, sein Hals, sein schleppender Gang und sein Blick machen es in gleichem Grade widrig; dagegen wird es durch seine Verstandeskräfte höchst anziehend, und ist durch Gesicht, Gehör und Geruch den meisten Thieren weit überlegen, durch die Stärke seines Körpers fast allen. Man unterscheidet einhöckerige Kameele oder Dromedare, von denen oben eins abgebildet ist, und zweihöckerige oder Trampelthiere. Ihr schneller Lauf und ihre Ausdauer machen diese Thiere für die heißen Länder höchst wichtig. Sie lassen sich an jede Entbehrung gewöhnen, und selbst an die Entbehrung des Wassers. Man bedient sich ihrer vorzugsweise als Lastthiere. Die stärksten tragen eine Last von 1500 Pfund, und zwar täglich über dreißig Stunden weit. Auch bei der glühenden Hitze der Wüste bedürfen sie nur alle zehn Tage Wasser, und wunderbar hat sie also der Schöpfer gerade für die Bedürfnisse der heißen Zone ausgestattet, da diese sonst fast unbewohnbar sein würde. Sie sind das Schiff der Wüste, und nur durch sie ist es möglich, das ungeheure Sandmeer Afrika's zu durchstreifen. Ihr Geruch wittert aus weiter Ferne die dürstige Quelle in diesem weiten Sandmeere, und indem sie den Kopf gleichsam jubelnd hoch in die Luft halten, eilen sie mit verdoppeltem Schritte der Quelle zu. Entsteht gefährlicher Wassermangel, so rettet das klare Wasser aus dem Magen des geschlachteten Kameels die Unglücklichen, die sonst in der Wüste verschmachten müßten. Merkwürdig ist bei ihrer Geduld und Folgsamkeit, daß sie Anfälle von Störrigkeit und Bössartigkeit haben, wobei sie auf eine furchtbare Art beißen und schlagen, und daß sie eine Art Groll und Rache zeigen. Wird ein Kameel böse, so macht es oft plötzlich Halt, dreht seinen Hals herum, und sucht den Reiter zu beißen; dann darf dieser nicht absteigen, sonst würde er sich großer Gefahr aussetzen; er muß es vielmehr durch Streicheln zu befänstigen suchen. Sein Alter bringt es auf mehr als 40 Jahre. Auf dem Kameele entflieht der wandernde Araber mit seiner Familie quer durch die spurlose Wüste dem verfolgenden Feinde, und legt, wenn er will, mehr als 15 Meilen in Einem Tage zurück. Die Milch dieses Thieres ist Speise und Trank für die ganze Familie. Des Nachts füllt es seinen Magen mit den elenden Blättern der Dornensträucher, dem einzigen Gewächse, welches in dieser ödesten aller Gegenden die Natur hervorbringt. Das Fleisch der Kameele gewährt ein gutes Nahrungsmittel, und das der Zungen wird dem Kalbfleische vorgezogen. Der Fuß ist trefflich für die Sandwüsten eingerichtet. An dem runden Ballen, der mit einer nachgebenden, weichen, schwieligen Haut gepolstert ist, treten zuletzt zwei kleine Klauen, oder vielmehr Hufe hervor; hierdurch ist er also nur wenig gespalten, erhält aber dennoch durch

jene Klauen größere Festigkeit im Tritt, greift fester in den Boden ein. Kaum einen Monat alt, wird das junge Kameel von seiner Mutter getrennt. Man theilt ihm dann nur spärlich seine Milch zu, und zwingt es zur Enthaltbarkeit. Bald darauf beugt man ihm die Beine unter den Leib, und gewöhnt es dadurch zu derjenigen Stellung, die das Thier annehmen muß, wenn es beladen werden soll. Den Körper bedeckt man mit einem Teppich und mit einem Stück eines Zeltes, so daß ihm allein der Kopf und der Hals frei bleiben. Um ihm das Aufstehen zu verbieten, hangen am Rande dieser Decken mehrere schwere Gewichte herab. Vier Monate hindurch dauert diese grausame Stellung. Nach dieser Zeit erlaubt man den jungen Kameelen zwar sich öfter aufzurichten, und umher zu gehen, allein nur in eigenen Hürden. Hieher kommen die Kinder der Mauren von etwa 9 bis 10 Jahren, um ihnen täglich zwei Mal Futter, nämlich Kameelsmilch mit Wasser verdünnt, zu bringen. Da sie ihre jungen Wärter bald kennen lernen, so sammeln sie sich bei ihrem Eintreten in die Hürde um sie herum. Allein auch diese ärmliche Nahrung wird den Thieren nur bedingungsweise zu Theil. Die jungen Mauren, in der einen Hand die Schale mit Milch, in der andern eine Ruthe, schlagen die Kameele an die Beine, und diese sind verständig genug, diesem Zeichen zum Niederkauern sofort zu gehorchen. Nur erst in dieser Stellung wird ihnen dann die Milch gereicht. Wie würde es auch sonst dem Menschen gelingen, dieß hochbeinige Thier zu beladen, und die Waaren darauf gehörig zu befestigen. Zu gleicher Zeit gewöhnt man das willfähige Thier, sich mit schwerer Ladung belasten zu lassen, und zwar stets in zunehmendem Verhältniß. Je nach der Stärke des Kameels und nach dem Alter bringt man es endlich dahin, daß man einem ausgewachsenen Kameele bis auf 1500 Pfund zum Fortbringen aufladen darf; wahre Frachtwagen, oder, wie die Araber sagen, Frachtschiffe der Sandmeere. Es kommt aber viel darauf an, daß das Gewicht mit den Jahren und Kräften des Kameels übereinstimme. Das Thier wird nur erst nach dem fünften, mindestens dem vierten Jahre als Lastthier benützt, und zwar sodann mit der größten Schonung, denn nur im sechsten Jahre sieht man es für volljährig an, und gibt ihm die ganze Ladung. Auch fühlen die meisten Kameele genau das Verhältniß ihrer Ladung. Legt man ihnen zu viel auf, so erheben sie sich nicht ohne große Anstrengung, ja sie versagen das Aufstehen wohl gänzlich. Bei dem gewöhnlichen Schritte legt das beladene Thier täglich etwa sieben deutsche Meilen zurück. Man nimmt ihm am Abend nicht eigentlich die Bürde ab, man schnallet sie nur, wenn sie sich auf die Knie niedergelegt haben, zu beiden Seiten los, oder man führt sie mit der Last auf die Weide, das heißt gewöhnlich: an einen Platz, wo etwas Grünes wächst,

wären es auch nur die härtesten Disteln. Bei diesem schweren Dienste bedarf es aber nicht, wie unsere Lastthiere, der Peitsche oder des Sporns. Nur allein durch den Gesang des Kameeltreibers wird das Thier ermuntert, denn es liebt die Musik außerordentlich, und obgleich hiezu oftmals Instrumente gebraucht werden, so horcht das Thier doch weit eher auf den menschlichen Gesang, als auf irgend ein musikalisches Instrument. Daher stimmen auch die Araber eine Art von Gesang an, um es zum langsamen oder schnelleren Gange zu bringen. Die Perser haben sogar eine Art von reitender Artillerie auf Kameelen.

Bewundern müssen wir die Größe der Wohlthat, welche die Vorsehung durch dieses Thier dem Menschen erwies, der jene glühenden Sandmeere bewohnt und durchkreiset.





## Der Bär.

Die Bären sind die stärksten von allen in Europa einheimischen Raubthieren. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten, nämlich Eisbären, welche sich nur in den nördlichsten Gegenden der Erde aufhalten und Landbären, zu denen der hier abgebildete braune Bär gehört. Der braune Bär wird vier bis sechs Fuß lang und am Vorderkörper etwa halb so hoch. Sein langes, etwas wolliges Haar sieht aber nicht immer völlig braun, sondern die Spitzen desselben schimmern mitunter weißlich und manchmal fast goldgelb. Bären der ersteren Art werden daher auch Silberbären, die der letzteren Goldbären genannt. Der braune Bär findet sich häufig in Asien und im nördlichen Europa, seltener im südlichen. Zu seinem Aufenthalt wählt er große schwer zugängliche Sümpfe, Felsenklüfte und Dickichte, wo er einsam und selbst von seines Gleichen getrennt, den Tag in träger Ruhe zubringt. Mit Einbruch der Nacht geht er seiner Nahrung nach, zu der er im Allgemeinen ebenso gern Fleisch als Obst und Wurzeln wählt; Honig aber ist sein größter Leckerbissen. Er fällt Schafe, Ziegen, Rehe, selbst Kinder und Pferde an, springt ihnen, so plump er aussieht, mit vieler Behendigkeit auf den Rücken, erdrückt

sie durch Umarmung mit seinen Vorderarmen und zerreißt sie mit Krallen und Zähnen. Menschen läßt er unangefochten, wenn er nicht vorher gereizt wird, und wenn ihn nicht der wüthendste Hunger quält. Honig, seine Leibkost, verschafft er sich, indem er als ein vortrefflicher Klettermann auf die Bäume steigt, wo wilde Bienen nisten, oder zahme Bienenstöcke aus den Bienenhäusern raubt. Aus einigen Stichen in Schnauze und Zunge scheint er sich dabei nicht viel zu machen. Mit großer Behaglichkeit verzehrt der Bär auch Ameisen. Er krakt nämlich die Ameisenhaufen auseinander, steckt seine Zunge hinein und verschluckt wohlgefällig, was sich von Ameisen darauf verläuft. Im Herbst wird der Bär sehr fett, und sucht sich nun eine Felsenhöhle, einen hohlen Baum, oder gräbt sich ein Loch, wo er auf einem Lager von Laub und Moos die strenge Jahreszeit schlafend zubringt.

Dem Bär wird nicht nur als einem schädlichen Raubthiere, sondern auch wegen des Nutzens nachgestellt, den sein Fell als Pelzwerk und sein Fleisch als Nahrungsmittel gewähren. Die Pfoten vorzüglich gelten an vielen Orten für große Leckerbissen. Man erlegt die Bären auf vielerlei Art, z. B. in tiefen Gruben, welche leicht verdeckt sind und aus deren Mitte ein Pfahl herausragt, auf welchen Honig als Lockspeise gesetzt wird. Indem der Bär denselben wegholen will, bricht die Bedeckung unter ihm ein und er fällt in die Tiefe, wo ihn der Jäger auf beliebige Weise tödten kann. Außerdem schießt man die Bären auch gleich andern wilden Thieren und in Sibirien gehen ihm kühne Jäger mit einem Spieße, ja sogar nur mit einem großen Messer bewaffnet zu Leibe. Auch fängt man dort Bären mit Schlingen, welche über hohen und schmalen Gebirgswegen so aufgehangen werden, daß der einen solchen Weg verfolgende Bär sie sich über den Kopf streift. Ein daran befestigter schwerer Klotz oder Stein zieht ihm durch sein Gewicht die Schlinge fest um den Hals zusammen, indem ihn der Bär hinter sich herschleppt. Kaum bemerkt das aber der Bär, so packt er zornig den Klotz mit den Vorderpfoten und wirft ihn den Berg hinunter, wodurch er aber selbst mit hinabgestürzt wird und gewöhnlich den Hals bricht.

Der braune Bär ist übrigens gar nicht so plump und ungelent wie er aussieht, sondern läßt sich zu allerhand Künsten, namentlich leicht zum Tanzen abrichten. Er kann nämlich mit vieler Leichtigkeit auf den Hinterbeinen gehen und vertheidigt sich wild gewöhnlich in dieser Stellung gegen seine Feinde. Um jedoch Bären zähmen und abrichten zu können, müssen sie sehr jung eingefangen und nicht mit Fleisch gefüttert werden.





### Der Strauß.

Wer noch keinen Strauß gesehen hat, kann sich wohl keinen Begriff von seiner Größe und Stärke machen. Wenn ein solcher Vogel hier bei dir im Zimmer wäre und

seinen langen Hals ausstreckte, so würde er mit dem Kopfe an die Decke stoßen. Der Strauß kann schneller wie ein galoppirendes Pferd laufen, weil er sehr lange Beine hat und weil er die Flügel beim Laufen ausbreitet, in welche der Wind bläst, wie in die Segel eines Schiffes.

Einst sah ein Reisender zwei zahme Strauße in einem afrikanischen Dorfe, auf denen die kleinen Negerkinder wie auf Pferden ritten. Auf dem Rücken des größern saßen sogar zwei Knaben, und trotz dieser Last lief er mit Windeschwindigkeit mehrere Male um das Dorf. So wie die Vögel das Gewicht fühlten, fingen sie an schnell zu laufen, und nach einer Weile breiteten sie die Flügel aus und eilten dann mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß man kaum sehen konnte, wie sie den Boden berührten.

Aber selbst im gezähmten Zustande sind die Strauße für Unbekannte oft sehr gefährlich; sie laufen auf den Fremden zu, suchen ihn umzuwerfen, und sollte ihnen dies gelingen, so hacken sie mit dem Schnabel nach ihm, und der Tod kann davon die Folge sein.

Du hast gewiß schon oft von den arabischen Wüsten gehört, weißt Du aber, wo sie liegen? Gewiß nicht, ich wette darauf! Arabien ist eine Halbinsel im Westen Asiens; das Innere des Landes ist eine unfruchtbare Sandwüste, aber manche Theile sind auch fruchtbar und gesegnet, namentlich an der Küste.

Die an der Küste lebenden Araber bewohnen Städte und Dörfer, aber die, welche sich im Innern aufhalten, haben nur Zelte zum Obdach, die sie auf allen ihren Streifzügen mit sich führen. Auf ihren starken, windschnellen Pferden durchfliegen die Araber die trockene, sandige Wüste und jagen den Strauß, der sich hier in großer Menge findet. — Aber wie machen sie es denn, um ihn zu fangen? Das will ich Dir sagen: Wenn der Araber einen Strauß jagen will, so besteigt er sein Pferd und folgt ihm im leichten Galopp. Wenn er es zu schnellerem Laufe anspornte, so würde das den Vogel bald so erschrecken, daß er auch seine äußersten Kräfte gebrauchte, und dann ist er nicht einzuholen. Er läuft immer im Zickzack, während sein Verfolger den gradesten Weg einschlägt, dadurch viel Zeit gewinnt und auch den Vogel weniger einschüchtert, als wenn er ihm auf Schritt und Tritt folgte. So geht es 2 — 3 Tage, bis der arme Strauß aus Ermüdung nicht mehr weiter kann, denn er ist lange nicht so stark und ausdauernd wie ein Pferd. Wenn ihm nun endlich die Kräfte fehlen, so wendet er sich um und greift seinen Verfolger wüthend an, oder er steckt seinen Kopf in den Sand und erwartet ruhig den Ausgang. So trägt Klugheit und Geduld den Sieg davon über bloße Schnelligkeit.

Aber diese Jagd muß doch den Arabern große Mühe machen? Weshalb geben sie sich überhaupt damit ab? Die Haut dieses Vogels dient ihnen als Leder und sein Fleisch zur Nahrung. Der Araber hat auch noch manche andre Dinge nöthig, die seine Wüste nicht hervorbringt; Gerste für seine Pferde; Mais (eine Kornart wie Reis), Kaffee und Früchte für sich selbst. Da verkaufen sie die langen weißen Federn, welche im Schwanz und an den Flügeln des Vogels wachsen, an ihre Landsleute, die die Küste bewohnen, und diese geben ihnen für die Federn Mais, Gerste, Kaffee und was sie sonst noch nöthig haben.

Aber was machen denn die Araber der Küste mit den Federn? Sie vertauschen sie an andre Völker für Dinge, wie sie selbst die fruchtbarsten Theile Arabiens nicht hervorbringen. Wenn Du künftig eine unsrer Damen mit einer schönen langen Straußfeder paradiren siehst, so denke an die viele Arbeit und Mühe, die es dem armen Araber machen mochte, sie ihr zu verschaffen.



## Der Adler.

Der Adler ist unser größter Raubvogel, man nennt ihn wegen seiner majestätischen Gestalt den König der Vögel. Es gibt mehrere Arten, von denen der oben abgebildete Königs- oder Goldadler der stattlichste, stärkste und mutigste ist. Er bewohnt Südeuropa und Nordafrika, während der Steinadler häufiger in Mitteleuropa und den nördlichen Gegenden vorkommt und der Seeadler sich vorzüglich an den Küsten des Meeres, großer Seen und Flüsse aufhält. Die Adler haben alle Eigenschaften grimmiger, grausamer und furchtbarer Raubvögel. Schnabel und Krallen sind fürchterlich anzusehen, die Stellung gerade und majestätisch, die Bewegung rasch und der Flug reißend schnell. Sie schwingen sich unter allen Vögeln am höchsten in die Luft. Sie lassen zuweilen ein fürchterlich starkes und klägliches Geschrei hören, gewöhnlich aber schreien sie krah, krah, krah! hoch und tief. Sie nisten auf den höchsten Felsen

oder auf öden Klippen; hier bauen sie sich ihr Nest oder ihren Horst aus Ruthen und Zweigen und brüten ihre zwei, höchstens drei Eier aus.

Der Adler nährt sich, wie alle Raubvögel, nur von anderen Thieren, welche er erjagt und trinkt niemals Wasser, sondern nur das Blut der getödteten Thiere. Aus ungeheurer Höhe erspäht er mit Hilfe seines scharfen Gesichts seinen Raub und stürzt mit solcher Schnelligkeit herab, daß kein Thier ihm entgehen kann. Er ist so stark, daß er Lämmer und Ziegen forttragen kann, welche er mit seinen scharfen furchtbaren Klauen erfäßt und lebendig in sein Nest trägt. Sogar Kinder sind schon vom Adler geraubt worden, selbst erwachsenen Leuten kann er gefährlich werden, wenn ihm Jemand seine Zungen nehmen will, für welche er eine große Zärtlichkeit hat. Es wird erzählt, daß einmal auf den Orkneyinseln, welche nördlich von England liegen, eine Mutter, während sie Brennholz sammelte, ihr ein Jahr altes Kind in das Gras legte. Ehe sie sich's versah, stieß ein Adler herab, faßte das Kind an den Kleidern und flog weit mit ihm fort. Auf ihren Rammerruf kamen vier Männer herbei, warfen sich schnell in einen Kahn und ruderten gegen die Stelle hin, wo sie wußten, daß der Adler sein Nest habe, und hier fanden sie glücklicherweise das Kind noch unbeschädigt. Der Adler hatte es fortgeschleppt, um es seinen Zungen als Futter zu bringen. Ein anderes Mal geschah es, daß ein Mann auf eine kleine Insel hinüber schwamm, wo er ein Adlernest wußte; er nahm hier die Zungen aus, steckte sie in einen Sack und machte sich schwimmend wieder auf den Rückweg, als plötzlich die Alten kamen, über den Räuber ihrer Zungen herfielen, und ihn so bedeutend verwundeten, daß er ertrank.

Der Adler liebt die Einsamkeit und Freiheit, er haßt jede Gesellschaft. Kein anderer Vogel, selbst seine Kinder nicht dürfen sich, sobald sie erwachsen sind, in seiner Nähe aufhalten. Er erreicht das Alter von hundert Jahren und darüber.

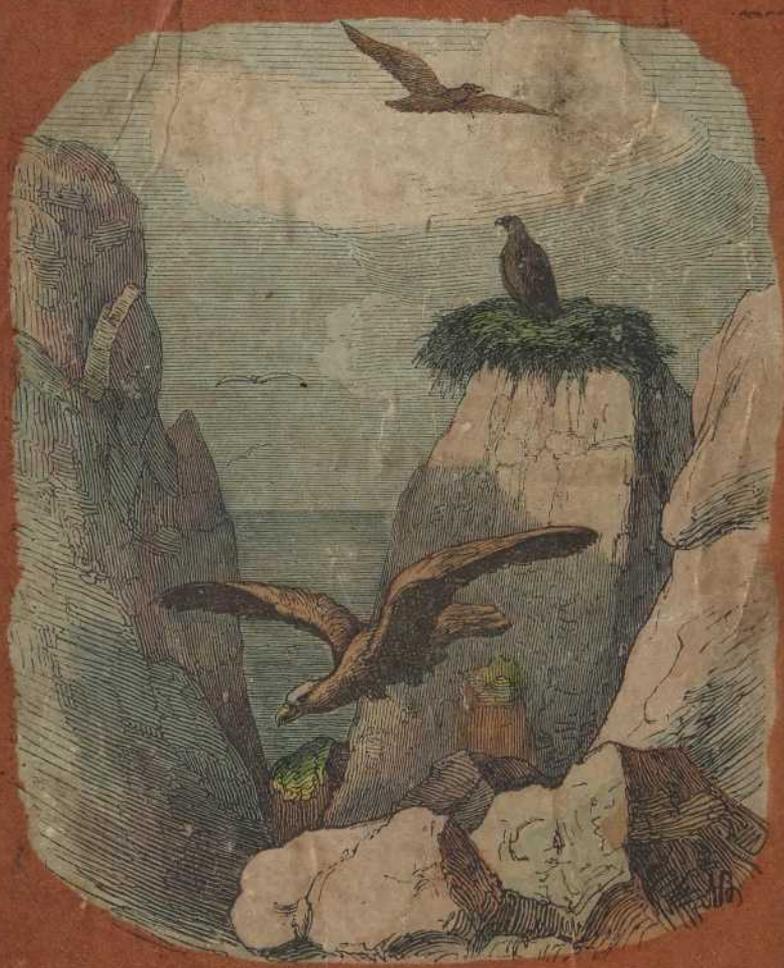
H/4M 170 950

Internationale Jugendbibliothek



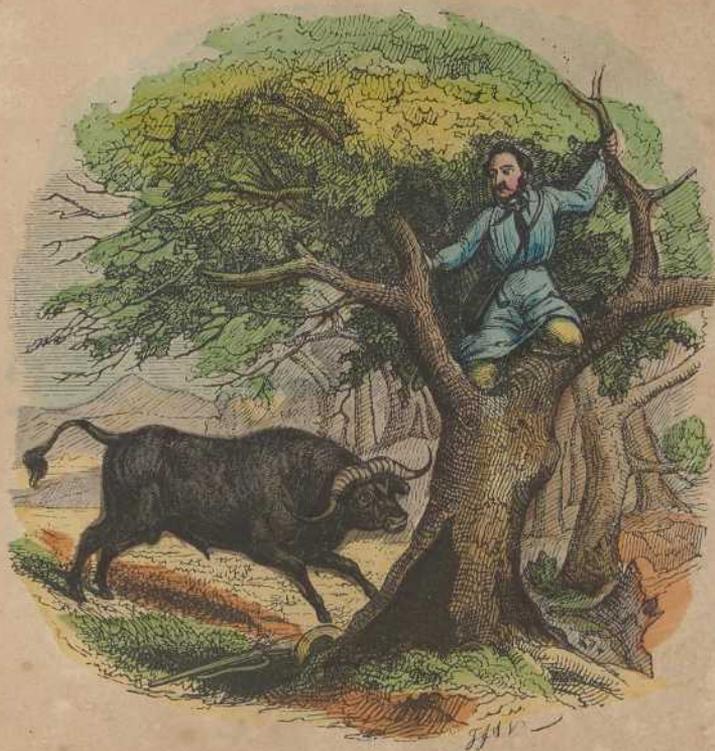
047002012741

AG 10/507



Neues  
**Thierbilderbuch.**

Enthaltend  
die  
Abbildung und Beschreibung  
der merkwürdigsten  
**wilden Thiere.**



Berlin,  
Verlag von August Niese.

